

Frau und Christin heute

*Spannungsfelder weiblicher Existenz**

Hanna-Barbara Gerl, München

Selbstgewinn ist die bange, unaufhörliche Suche unserer Zeit, die Signatur unserer Unruhe: Wer bin ich eigentlich? Besonders Frauen, einzeln oder in Gemeinschaften, treiben diese Suche vorwärts, weil die Antworten vergangener Frauen-Generationen darauf als nicht heutig, als zu festgelegt, wohl auch als zu stark einschränkend empfunden werden. Auf die Frage nach der weiblichen Identität eine Antwort zu finden, die noch nicht verbraucht ist und die der so vielfältig herausfordernden Wirklichkeit entspricht, scheint eine dringliche Aufgabe. Auch deswegen, weil die Kirche mit dem Umbruch des Frauenbildes nicht gut zurechtkommt, scheinen doch der Neuaufbau, die Konturen des Künftigen noch durchaus lückenhaft und der Abbau augenblicklich zu überwiegen.

Diesen noch unsicheren Konturen dienen die gegenwärtigen Überlegungen, und zwar nicht, weil sie ihrerseits ein „Wesen der Frau“ zugrundelegen, sondern weil sie das Spannungsfeld, also mehrfache Komponenten weiblicher Identität mit mehrfachen Gefährdungen und glückhaften Möglichkeiten, ausfalten wollen.

Denn die Suchbewegung nach der eigenen Mitte ist trotz aller gängigen Vorstellung ein wenig anders und reicher angelegt, als daß sie einfach übersichtlich wäre, und es ist dienlich, sich die Stationen der Fahrt nach dem eigenen Selbst einmal klar zu machen. Wann und wie finde ich mich? „Werde, der du bist“, lautet der antike orphische Weisheitsspruch – ja gerne, aber wie? Der Weg dorthin hat Rhythmus und Gesetz, er verläuft nicht „irgendwie“, und es ist gut, sich seine Normalität und Abfolge vor Augen zu halten – dann wird das eigene Versagen verständlicher und seinerseits normaler, weniger lastend, und das Ankommen wohl auch leichter. Schon die in vielen Meditationen vermittelte Vorstellung, jeder Mensch trage einfach eine vorhandene, ja zuhandene Mitte in sich, auf die er in der Selbstversenkung, im „Abschalten“ der Ablenkungen zurückkomme, ist nicht hilfreich. Edith Stein, Psychologin von Geblüt, hat diesen Gang in die vermeintliche Mitte als Gang in die eigene Leere skizziert, welcher man dabei zur eigenen Langeweile innerwerde. Wenn von Mitte sinnvoll die Rede sein soll, erscheint sie vielmehr als eine Frucht, als Ergebnis schwingender Ruhe, worin verschiedene Bewegungen sich wenn möglich glücklich ausbalancieren.

* Vortrag bei der Mitgliederversammlung der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands am 23. Mai 1991 in Freising.

Wachsen von außen nach innen

Denn wie lange dauert es überhaupt, bis wir „ich“ sagen können, „ich“ meinen? Unser Dasein beginnt keineswegs damit, im Gegenteil. Vor allem „Ich“ steht das ältere „Wir“: der Mutter, des Vaters, der Geschwister, der Freunde und Freundinnen, der Schulklasse, der Kirche, des Sportclubs. Alle sind wir in einem guten und nötigen Sinne Herde, Kind und Schaf, bevor wir einzelne werden – alle sind wir zunächst eingeborgen in Hut und Bindung, angewiesen auf den Schutz des Zugehörens und des Gleichseins in der Gruppe. Immer ist uns ein Älteres, Mächtigeres voraus – von ihm lernen wir, was wir sind. Aus dem Spiegel der anderen formt sich langsam das eigene Gesicht. *Identität wächst von außen nach innen*. Sie wächst auch von den gestellten Aufgaben und Erwartungen nach innen: man tut, frau soll . . . Diese Aufgaben stützen die eigene Mitte, fordern sie heraus, bilden sie – zugleich freilich bestimmen sie, was und wer ich bin, formen mein Selbstbewußtsein über das Fremdbewußtsein. Ich bin das, was die anderen von mir halten. Dies gilt so tief, ja ist so normal und hilfreich, daß die mangelnde „Außenhaut“ böse Verletzungen, unreifes Klammern, unsicheres Wachstum, im letzten eine Ichschwäche hervorruft.

Jedes Leben in Gemeinschaft spiegelt mir zu, wer ich bin. Wenn dieses Aufbauen von außen aber recht gelingen soll, dann ist auf zwei Elemente dieses lebensvollen Spieles zu achten. Das eine ist die Bestätigung, die Anerkennung, die Schätzung des anvertrauten Du (und zwar in seiner Eigenheit, nicht als Kopie). Wir alle leben in einem unersättlichen Hunger nach Bestätigungen, leiden, wenn sie ausbleiben. „Ich habe dir doch schon gesagt, daß ich dich liebe“ – ein solcher Satz, mürrisch gesagt, streicht seinen Inhalt durch: jede Beziehung bedarf der immer neuen Liebe, muß immer neu das Selbstbewußtsein im Spiegel wecken. „Am Du findet sich das Ich“, so Martin Buber. Aber auch ein Zweites tut not, damit die Bestätigung nicht ins Süßlich-Falsche abrutscht, nach den nicht ungewohnten Gruppen-Beschwichtigungsprozessen: wie gut, daß es dich, mich, uns alle gibt – auch das wird als Ritual hohl. Dieses Zweite, das der Selbstwerdung dient, ist Widerstand. Widerstand kann ein Verbot sein, kann auch als Verbot das Selbstbewußtsein provozieren, die Kraft stauen. Aber es ist grundsätzlicher das, was das vielsagende deutsche Wort Gegen-Stand ausdrückt: Gegen-Stand der Wirklichkeit, der Arbeit, des Fremden, das zu bewältigen ist. Auch hieran bildet sich das schwache, noch unzentrierte Ich. Beide Elemente enthalten auch Gefahr: einerseits nur auf Bestätigung hin zu leben, nur in der Aura der Zustimmung handeln zu können, von anderen gebraucht werden zu müssen; andererseits, falls der Widerstand zu groß ist und nicht verarbeitet werden kann, unentwickelt zu bleiben, kindlich-abhängig. Jede Autorität wandelt auf dem schmalen Grat, wo sie möglicherweise zu stark, zu widerständig für das anvertraute Leben ist, möglicherweise zu verhalten („sollen die doch selber ihre Fehler machen“). Wirkliche Autorität kommt von *augere*, Wachsenlassen, zum Eigenen entbinden, ohne daß zu frühe, unüberwindliche Verletzungen das Wachsen

unterbinden. Und andererseits: jeder Gehorsam wandelt auf dem schmalen Grat, wo er sich sinnvoll einem Ganzen einfügt und wo er eigenen Entscheidungen, vielleicht nur dem eigenen Nachdenken verführerisch faul ausweicht.

Weibliche Identität hat gegenwärtig besonders mit der bisherigen geschichtlichen Festlegung, der Erwartung oder Verpflichtung auf bestimmte Aufgaben zu tun, welche Frauen in den bisherigen Gemeinschaften fraglos erfüllten: etwa als Hausfrau, Ehefrau, Mutter, aber auch als Ordensfrau. (Der Ausdruck „Rolle“ für solche Aufgaben gehört in seiner Uferlosigkeit mittlerweile in Quarantäne gesetzt.) Und bisher waren die biologischen und seelischen Reifungsschritte von Frauen ziemlich eindeutig und von der Umwelt in ausgeprägten Formen begleitet: zustimmend, ablehnend, kanalisierend, wertend. Trockener gesagt: Die Erweiterung oder Veränderung der weiblichen Identität wurde und wird wesentlich mitverursacht vom sozialen Umfeld (mit einer ins Auge fallenden Kehrseite, der mittlerweile berühmten weiblichen „Sucht, gebraucht zu werden“).

Dennoch ist dieses „Ganzsein“ erst von den Nötigungen des Alltags mitgetragen und daher noch keineswegs wirklich „ganz“, auch nicht „ganz Frau“. Vor allem kann die Stufenleiter der eigenen Entwicklung auch durchaus umgekehrt verlaufen: neben dem Aufstieg gibt es den sozialen Abstieg. Gerade in Krisen, selbst wenn sie nicht schuldhaft sind, wie Partner- oder Berufsverlust oder Krankheit, wird die Umwelt in gewissem Sinne verstärkend, nämlich das Unglück verstärkend, mitwirken. Ferner sind gerade die bisherigen „selbstverständlichen“ Aufgaben von Frauen verändert, wesentlich erweitert und den bisherigen Aufgaben des Mannes ähnlich geworden, ohne daß dafür bereits ein Gemein Sinn, gemeinsame Zustimmung entwickelt wäre.

So gehört zum weiblichen Spannungsfeld neben die Einordnung ein Gegengewicht: eine unabhängige, oder besser weniger abhängige persönliche Identität. Auch Unverwechselbarkeit, Einzigkeit gehört zum eigenen (und fremden!) Anspruch an menschliche, weibliche wie männliche Existenz. Selbst die „optimale“ Rollenträgerin, zu der wiederum die Frau neigt, muß sich noch einmal auf das nicht Stereotype, das „eigene Gesicht“ befragen, ja sie wird paradoxerweise sogar von ihrer Umgebung danach befragt. Der Bestangepaßten fehlt die Farbigkeit des Eigenen, und sie wird auf der instinktiven Stufenleiter der Hochschätzung sinken („Hat die denn immer Zeit“? „Hat die keine eigenen Ideen?“).

So muß die Unruhe hochsteigen, wie sie es heute vielfach tut: Was und wer bin ich denn außerhalb meiner Funktionen, meiner Brauchbarkeiten, meiner Anforderungen? Gibt es mich überhaupt auf einem jenseitigen Ufer, abgesehen von dem, was die anderen auf dem hiesigen Ufer von mir wollen, von mir meinen – und was ich ihnen zugestehe? Wieder sind es besonders Frauen, die heute an dieser Frage bohren; sie wäre aber ebenso für den Mann bedrängend, nur formuliert er sie gegenwärtig weniger deutlich. Und in der Frage steckt die wahre, unabweisbare Erfahrung, daß unser Leben zu einem Gut-

Spannung von innen nach innen

So macht man sich zu einem bestimmten Zeitpunkt auf den Weg „von mir zu mir“, wie Simone Weil formuliert, auf die klassische „*quest*“, die das Mittelalter als Ausfahrt und *aventure* beschrieben hat, die aber, genau ins Auge gefaßt, eine Innenfahrt ist. Freilich ziehen bei weitem nicht alle los, oder nur ein Teil in uns, denn: „Älter ist an der Herde die Lust als die Lust am Ich“, wie Nietzsche scharfsichtig sah. Aber der Teil, der loszieht, erlebt etwas Wichtiges: daß in mir selbst eine Reise und Aufgabe, und zwar eine ungelöste, sich stellt. *Identität wächst von innen nach innen*. Denn auch in mir wartet nicht nur eine stille und vorhandene Mitte, gleichsam ein ruhiger Innenpunkt, auf Entdeckung, vielmehr zeigt sich mein eigenes Leben ausgespannt zwischen gegenläufigen, ja widerstreitenden Polen: etwa zwischen Trieb und Selbst. Zentrifugale und zentripetale Kräfte, solche, die in die Mitte streben, solche, die aus ihr wegstreben, lassen eine innere Uneinheitlichkeit fühlbar werden, die nicht ein für allemal zu beenden ist, sondern auf die Dauer eines Lebens dunkle und helle Vorgaben der Triebe zur Balance aufgibt. „Herr und Herrin im eigenen Hause werden“ heißt, die Vorgaben der Triebe, die ebenso notwendigen wie mächtigen Motoren unserer Vitalität, kennen- und steuern zu lernen. Diese Motoren haben eine Neigung, gerade weil sie lebensnotwendig sind, sich zu verselbständigen: wie leicht geht der Trieb in Sucht über. Dann zerfetzt er aber das Leben, statt es aufzubauen, bindet es an die Peripherie und ihre Abhängigkeiten. Das Empfinden der Unfreiheit ist das Warnsignal, wenn das Auseinanderstrebende überhand nimmt. Sich an den Trieb abzugeben, ist keineswegs Glück. Alle Kulturen und Religionen arbeiten an der Formung, Bändigung, Einordnung dieser Vitalität, übrigens nicht um sie zu brechen, sondern um sie zu erhalten (wenn auch die Formung recht unterschiedlich ausfällt).

Die Vorgabe der Motorik wird nämlich dann Gabe, wenn es gelingt, sie für mich selbst in Dienst zu nehmen. Dieses Selbst läßt sich durchaus eine Mitte nennen, welche die Peripherie auf sich sammelt; in der Umgangssprache nennt man es das Herz. Gelingt dies, stellt sich das wunderbare Gefühl der Freiheit als Index des Gelungenen ein. Allerdings wäre es wieder ein Mißverständnis, wollte man in der Selbstfindung diese Mitte abgrenzen: Sie entsteht nur im Spiel und Widerspiel der verschiedenen Kräfte, muß sich einmal stärker zusammenziehen, ein andermal stärker verausgaben. Kurz: Sie wechselt in Stärke und Dichte während der verschiedenen Lebensphasen; Überschwemmungen aus der Tiefe, der Triebtiefe nämlich, können das schon gewonnene Gleichgewicht immer neu überraschend herausfordern. Hier gilt aber nicht Angst, sondern das Wissen: nur die Krise ist der Ausweis des Lebendigen, nicht die Befriedung. Unruhig ist unser Herz, bis es ruht – parado-

xerweise in einem anderen, als es selbst ist. Die selbstgemachte Ruhe ist ver-räterisch, bietet sich als glückhafte Ausnahme, nicht als Dauerzustand an. Die goldenen Nachmittage, wo die Waage des Daseins viertelstundenlang steht, bevor die reifen Früchte ins Gras tropfen – solche Augenblicke darf man sich wünschen. Aber sie zur Norm, zum Maßstab des gejagten Glücks zu machen, ist ungut, lenkt die Energie auf das Falsche. Glück gehört zu den seltsamen Gegebenheiten, die sich mit Freude begrüßen, aber nicht anstreben lassen.

Stehende Mitte in sich selbst auszubilden ist auch deswegen von der Sache her unlösbar, weil eine andere Mitgift uns bedrängt: der Geist. Geist ist nicht Abitur, Wissensbesitz ist nur seine klassische Verwechslung. Geist ist durch-aus Selbstand, ja Freiheit, aber mit dem Gegenpol: für etwas frei zu sein. Das meint als Grundbewegung: bei sich und außer sich zu sein, aus dem Selbstand in die Hingabe überzugehen, sich aus Freiheit anzuvertrauen. Auch hier ist eine große Spannung eingetragen, die leicht, sehr leicht aus der Balance kommt. „Das Wesen der Frau ist Hingabe, das Wesen des Mannes ist der Selbstand“ – solche Sätze prägten lange Zeit die Generationen; heute erst läßt sich in ihrer Einseitigkeit und Halbheit ein spürbar falscher Ton hören. Der delikate Tatbestand sieht anders aus: Geistigkeit ist von ihrer Grundstruktur her beides – Selbstand und Hingabe. Wer sich selbst sucht, ob Mann oder Frau, ist daher gut beraten, beide scheinbar ausschließlichen Pole als verwandt zu begreifen und zu leben, sonst verrutscht die Hingabe zur Preisgabe, die Freiheit zur leeren Autonomie, in welcher ich, die Ellenbogen angezogen, die Hand nicht mehr ausstrecken kann, sonst bin ich schon wieder „unfrei“, verwundbar. Ja, ich bin es auch: die Hingabe bietet immer die offene Flanke.

Anziehung von innen nach oben

Mit dieser Doppel-Wahrheit über unsere Doppelanlage haben wir unversehens die Suche nach uns selbst geweitet. Die Wahrheit ist: Wir spannen uns immer über uns selbst hinaus. Jeder Mensch ist mehr, als er selbst ist. Dieses eigentümliche „Mehr“ hat Namen; die Hoffnung, die Liebe, die Angst beschäftigen sich damit. Identität meint nicht einfach einen Monolog. Sie ist im Gegenteil als Gespräch angelegt: mit einem Du. Die Liebe weiß am intensivsten davon, aber auch alltägliche Formen des Lebens verhalten sich ähnlich „gesprächig“, und sei es nur in der Abwehr, mehr aber noch in der gespürten Anziehung, sich einzulassen auf ein Fremdes. Dieses dritte Spannungsfeld zeigt: *Identität baut sich auf von innen nach oben*. Als Zugkräfte wirken Wert und Sinn (eine tiefempfundene Aufgabe des ganzen Lebens etwa); die bese-ligende, ja selbst die unglückliche Liebe zu einem Du mit ihrer ungeheuren Erfahrung von Selbstgewinn und Selbstverlust; das Heilige (religiöse Erfahrungen); *der Heilige*. Solche Fragen sind nicht ein Luxus der Frauendiskussion, die ihnen lange ausgewichen ist; sie gehören uns von Grund auf und von

der Sache her zu. „Gott ist mir innerlicher, als ich mir selbst bin“, so Augustinus – in diesem unzugänglichen Innen liegt die Attraktivität, die mich in der Suche hält.

Wenn dies aber von der Sache her so ist, weshalb ist dann der Weg nach oben oder ins Innerlichste, was dasselbe ist, so schwer? Bisher haben wir allgemein von der weiblichen Existenz gesprochen, die angespannt ist im Fadenkreuz verschiedenlicher wirksamer Kräfte. Es sei noch ein Wort zur heutigen Christin gesagt, also der Frau, die den Weg ins Innere entschieden sucht, nicht nur „zufällig“ und unter vielen verbergenden Varianten darauf stößt. Lassen wir hier zwei Meister der Wegbeschreibung zu Wort kommen, die kraft ihrer Sachlichkeit die Unrast der Suche einweisen können. Edith Stein hat auf den Spuren des Johannes vom Kreuz die Etappen des Weges von mir zu Ihm gezeichnet. Es ist wichtig, sich damit vertraut zu machen, weil manche Fehler von uns mißverstanden, eigenem Versagen zugeschrieben werden. Zwar geht jeder den Weg allein, doch gibt es auch hier Gesetze der Abfolge und der Prüfung.

Edith Stein wie Johannes vom Kreuz zeichnen einen Weg der gläubigen Wanderung, die unter der Hand zum Wandeln im Doppelsinn wird: zum Weitergehen und zum Sich-Wandeln. Dabei ist es die Anziehung Gottes selbst, die das Dasein in Bewegung setzt, eine Entwicklung antreibt. Die Gesetzmäßigkeit des Weges kennt lauter Herausforderungen – im Grunde *die* Aventure, wenn das Wort nicht romantisch genommen wird. Es kommt zur Abfolge der vorhersagbaren Stationen: Zunächst gilt ohne Zweifel eine gewisse zarte Berührung durch das Göttliche, ein Ansprechen des Gefühls, eine Empfänglichkeit, die zu wenigen, aber tiefen Erinnerungen wohl eines jeden von uns gehören. Niemand würde wohl sein Leben auf Gott setzen ohne eine solche Berührung (die gerade in der Kindheit sehr dicht sein kann). In einem späteren Zustand allerdings verliert sich diese warme Nähe oder kehrt nur ausnahmsweise zurück. Edith Stein nennt dies etwas sehr Normales: eine Nacht der Sinne – als alltägliche Erfahrung, daß der Weg von mir zu Ihm sich verliert. Das bedeutet beispielsweise den Verlust des „Geschmackes“ an Gott, der Bilder, auch der religiösen Bilder, ja gerade dieser! Ausgetrocknet wird die religiöse Sinnlichkeit, Grund und Heimat aller religiösen Anlage, des Schatzes an Innerlichkeit. Nicht deswegen ausgetrocknet, weil er an sich schlecht wäre, sondern weil Größeres zu gewinnen ist: Leere, Freiheit, Ruhe. In einer zweiten möglichen und noch tieferen Nacht, der Nacht des Geistes, verflüchtigen sich auch die theologischen Begriffe: das Geschäft der Theologie endet, gerade weil es ein Weg ist, im „weglosen Land“.

Wieder ist die Hilfestellung des Denkens nicht falsch, sie ist nur unzureichend. Die Begriffe „stimmen“ theologisch, aber sie „greifen“ nicht ins lebendige Herz. Aber in dieser Nacht des Geistes keimt Neues, kein gewußter Gegenstand mehr, sondern Haltungen, eine offene Spannung auf den Geheimnisvollen hin. Schließlich, unheidnisch, unmagisch, auch im Christentum selbst nicht häufig ergriffen: die „Nacht des Glaubens“. Sie meint nicht

einfachhin, daß der Glaube Nacht aushalten muß. Sie meint, ein Brett religiöser Sicherheit unter den Füßen wegziehend: *Der Glaube erzeugt Nacht*. Denn er stellt Wahrheiten vor, „die über jedes natürliche Licht erhaben sind und allen menschlichen Verstand ohne jedes Verhältnis überragen. Daher kommt es, daß dies überhelle Licht, das der Seele im Glauben zuteil wird, für sie dunkle Finsternis ist, denn das Größere beraubt und überwindet das Geringere“ (Johannes vom Kreuz).

In diesem Glauben wird nicht mehr an etwas oder an jemanden geglaubt im Habitus eines Gegen-Standes, der notwendig an mir sein Maß nimmt, von mir gefaßt wird. Der Glaube ist fassungslos, „für die Seele völlig dunkle Nacht“. *Glaube ist der Zustand des Verlustes*. Verlust der eigenen Maßstäblichkeit, weit über allen Bilderverlust hinaus, Umschlag des Ergreifens in ein Ergriffenwerden, Aushalten eines Abstandes zu Gott, den man selbst nicht mehr überbrückt. Dies enthält eine abgründige Widerlegung der Religionskritik des 19. Jahrhunderts: Gott sei die angenehme oder auch betrügerische Superprojektion der eigenen Seele. Das Christentum geriet seit jeher aus Erfahrung in eine Entblößung, wohin die Religionskritik gar nie geriet – den Verlust kritischer Potenz in dieser Tiefe hat sie nie riskiert.

„Stützt sie (die Seele) sich noch auf ihre eigenen Kräfte, so bereitet sie sich nur Schwierigkeiten und Hindernisse. Für ihr Ziel ist das Verlassen des eigenen Weges gleichbedeutend mit dem Betreten des wahren Weges. Ja, das Streben zum Ziel und das Aufgeben seiner eigenen Art ist schon das Ankommen *an jenem Ziel*, das keine Art hat: d. i. Gott. [...] Die Seele besitzt jetzt alle Arten zugleich, wie einer, der nichts hat und doch alles hat“ (Edith Stein, *Kreuzeswissenschaft*).

In dieser weiselosen Fülle des Ganzen sind die seelisch-selbsterstellten und die rational-begrenzten Gottesbilder aufgehoben, von der Wirklichkeit überholt. Geist, der seine eigenen Markierungen übersteigt – dahin sind Weg und Bewegung des Christentums zu lesen, nicht unterhalb dieses Anspruchs.

Denn in diese Leere hinein erfolgt unmittelbar die Mitteilung Gottes selbst, ohne alle verengende, verkleinernde Eigentätigkeit des Menschen. Das Dunkel entbindet ihn zu einer Vereinigung, die dem hellen, in sich eingewurzelten Selbst undenkbar, unmöglich, vielleicht unsinnig vorkommt. Das Nichts des Einzelnen (der einzelnen Erkenntnis, des einzelnen Bildes) ist sofort die große Bereitschaft für alles. Nur die tiefe, schreckliche und überaus schmerzliche Zerstörung der natürlichen Erkenntniskraft macht sofort gesund. So gesund, daß genau jetzt die „fremdartigen Berührungen der göttlichen Liebe“ (Johannes vom Kreuz) empfunden werden. So ursprünglich, daß alles Verlorene restlos, aber neu zurückkommt. Diese Wiedergeburt fällt mit dem Untergang des Natürlichen (der Bildkraft, des Verstandes, des Willens) zusammen – und darin liegt das Paradox. Was Trockenheit, Dunkel, Verlorensein, Leiden heißt, ist, ganz unten angekommen und am Boden der Entbehrung aufgeschlagen: Geborgenheit, Läuterung, Kraft, Begegnung. Gefaßt ist diese unglaubliche Spannung (unglaublich von außen gesehen) in der wunderbaren

Wendung: „Im Dunkel wohl geborgen“ (Johannes vom Kreuz). Die beiden Seiten der Spannung sind beide ernst zu nehmen, sie schwächen sich nicht aneinander ab. Das Dunkel gilt in seiner Bedrohung, die Bergung gilt in ihrer Seligkeit. Beide vermischen sich nicht, sie gehören aber zueinander, man kann sogar sagen: sie steigern sich aneinander.

In solchen Texten kommt anderes zum Ausdruck als der von mir bestellte, aufgestellte Gott. Noch einmal: bis dahin hat sich die Religionskritik gar nie vorgewagt. So sehr sich Gott der Bilder seiner eigenen Schöpfung bedient, so sehr ist er noch einmal das *excessivum*, alle Bilder sprengend, die eigene Schöpfung sprengend. Und das Erstaunliche ist, daß der den Bildern so vertrauende Mensch das heimatliche Haus trotzdem verläßt, verlassen will, wenn der Unvertraute sich wirklich meldet. Daß die in Bildern sprechende Seele ihre Bilder selbst willig durchkreuzen läßt, wenn in der Leere Freiheit und Fülle warten. „Dabei ist zu bedenken, daß die Eigentätigkeit der Seele augenscheinlich immer mehr abnimmt, je mehr sie sich dem Innersten nähert: Und wenn sie hier angelangt ist, wirkt Gott alles in ihr, sie hat nichts mehr zu tun, sondern nur noch in Empfang zu nehmen. Doch gerade in diesem In-Empfang-Nehmen kommt der Anteil ihrer Freiheit zum Ausdruck. Darüber hinaus greift aber die Freiheit an noch viel entscheidenderer Stelle ein: Gott wirkt nur darum hier alles, weil sich die Seele Ihm völlig übergibt. Und diese Übergabe ist die höchste Tat ihrer Freiheit“ (Edith Stein, *Kreuzeswissenschaft*).

Nicht der Standpunkt, auf dem ich, die Arme angewinkelt, bewegungslos stehe, ist entscheidend, sondern die Bewegung, die aus mir aufsteigt und mich gleichzeitig über mich selbst hinaus öffnet (und deswegen auch verletzlich macht, wovor so große Scheu besteht). Freiheit kann nicht in einem einfachen Monolog mit mir selbst abgehandelt werden. In ihr liegen Heraustretenkönnen, Wagnis zur Mitteilung, ja mehr als Antwort: Überantwortung. Und was die daraus erwachsende (neue/alte) Verletzlichkeit angeht: *Identität wird nicht in Selbstabschottung hergestellt, sie wird nur unabsichtlich eingeholt*. Dies geschieht, wenn sie sich „verläßt“ im schönen Doppelsinn der Wortes: sich aufgeben und vertrauen. Sich finden und sich dabei verlieren auf ein Vertrauenswürdiges hin: das ist nicht in der Autonomie möglich, die sich auf sich selbst versteift – aber möglich ist es in der Freiheit, die sich auf ein „mehr“ hin öffnet. Aus Freiheit wird Hingabe sinnvoll – und nur dort übrigens, was zugleich den alten Verdacht ausräumt, daß Hingabe monomanisch entgleisen muß und nicht anderes ist als listig umbenannte Preisgabe.

Im Widerspiel von Finden und Verlassen seiner selbst liegt die Seligkeit, die freilich einen Mitspieler voraussetzt, der uns herauslockt. Und sei es durch sein Verbergen, wie Dionysius Areopagita im 5. Jahrhundert vermutete: „Gott entzieht sich, aus Lust, sich finden zu lassen.“ Dem antwortet paradoxerweise die eigene Lust, auf der Suche nach sich selbst im endgültigen Verlieren seiner selbst anzukommen.

Hinweis der Redaktion

Von der Autorin dieses Beitrages ist vor kurzem beim Matthias Grünewald Verlag, Mainz 1991, ein Buch über Edith Stein erschienen, auf welches sie sich auch in ihrem Artikel bezieht. Hanna-Barbara Gerl: Unerbittliches Licht. Edith Stein – Philosophie, Mystik, Leben. (204 S., Ln., DM 36,-)

Über die bisherigen Biographien hinaus wird darin eine anspruchsvolle Annäherung an die geistige Kontur dieser ungewöhnlichen Denkerin und Märtyrerin vollzogen, die 1987 seliggesprochen wurde. Edith Stein (1891–1942) ist sehr tief mit dem 20. Jahrhundert verwachsen, und das vorliegende Buch ordnet die vom Atheismus zum Christentum findende Philosophin, die mystische Schriftstellerin zugleich in den großen geistesgeschichtlichen Horizont dieser helldunklen Zeit ein. Besonders die einzigartige Verbindung von Christentum und Judentum in Edith Steins Gestalt, aber auch ihre neue und eigenständige Vermittlung von Philosophie und Theologie dürften auf ein aktuelles Interesse stoßen.